

So gehen wir denn vertrauensvoll und mutig den Weg zur Einheit in Liebe, Gebet, Buße und Arbeit, eingedenk des Pauluswortes: „Gott ist es, der in euch das Wollen und das Wirken schafft nach seinem Wohlgefallen“ (Phil 2, 13).

Neue archäologische Entdeckungen in Jerusalem

NORBERT LOHFINK SJ

Seitdem Palästina mit dem Spaten erforscht wird, ist Jerusalem ein beliebtes Arbeitsfeld der Archäologen. Die großen Forschungsgesellschaften, die im vorigen Jahrhundert gegründet wurden, begannen ihre Arbeit stets in Jerusalem. So ließ der 1865 gegründete „Palestine Exploration Fund“ 1867 bis 1870 Captain (später Sir) Ch. Warren durch unterirdische Schächte und Stollen das Gebiet des alten Tempels vermessen. Der 1877 gegründete „Deutscher Verein zur Erforschung Palästinas“ schickte Prof. H. Guthe zu Ausgrabungen an den Südosthügel, um dort die Davidsstadt nachzuweisen (1881). Seitdem ist die Kette der Ausgrabungen nicht abgerissen. Nur die bedeutendsten seien erwähnt. F. J. Bliss und A. C. Dickie bestimmten 1894 bis 1897 den Verlauf mehrerer Mauern südlich der jetzigen Südmauer der Altstadt, am Abfall des Südwesthügels zum Hinnomtal und von da an ostwärts bis zum Gebiet des Siloeteichs. Captain M. Parker zog 1909—1911 aus, um das Davidsgrab mit seinen Schätzen zu finden; dank der tatkräftigen Assistenz des Dominikanerpaters L.-H. Vincent gelang die wissenschaftliche Erforschung des komplizierten, der Wasserversorgung dienenden unterirdischen Schacht- und Tunnelsystems im Innern des Südosthügels. R. Weill bewies in mehreren Ausgrabungen 1913—1914 und 1923—1924 endgültig, daß das älteste Stadtgebiet auf dem recht kleinen und schmalen Südosthügel lag (und nicht, wie die von Josephus herkommende mittelalterliche Tradition einhellig annahm, auf dem großen und hohen Südwesthügel). R. A. S. Macalister und J. G. Duncan legten 1923—1925 alte Stadtbefestigungen im Norden des Südosthügels, am Rand der Gipffläche beim Abfall zum Kedrontal frei. Sie wurden den Besuchern der Heiligen Stadt bis vor kurzem von den Fremdenführern als „salomonischer Turm“ und „jebusitischer Stadtwall“ gezeigt. 1925—1927 fanden J. W. Crowfoot und G. M. FitzGerald an der Westseite des Südosthügels ein Stadttor, das bis zur Makkabäerzeit in Benutzung war; Albrecht Alt und andere bauten damals schon darauf die Vermutung auf, daß Jerusalem bis in die hellenistische Zeit hinein sich noch nicht auf den Südwesthügel ausgedehnt hatte. In den gleichen Jahren 1925 bis 1927 legten E. L. Sukenik und L. A. Mayer von der Hebräischen Univer-

sität in Jerusalem weit im Norden der Stadt Fragmente einer Stadtmauer frei, deren Identifizierung mit der von Herodes Agrippa gebauten, sogenannten „dritten“ Mauer bis heute umstritten ist. 1934—1940 erforschte C. N. Johns durch sorgfältige Grabungen die Vorgeschichte der jetzigen „Zitadelle“ am Jaffator; ihr sogenannter „Davidsturm“ stammt in seinen Unterbauten von Herodes dem Großen und sitzt in einer noch älteren, hellenistischen Mauer. Neben diesen mehr an der eigentlichen Stadtgeschichte interessierten Grabungen stehen ebenbürtig die vielen anderen an den verschiedenen Heiligtümern, die deren Vorgeschichte klären wollen; meist wurden sie durch die religiösen Gemeinschaften durchgeführt, die die Örtlichkeiten besitzen oder verwalten. Es sei nur aus jüngster Zeit die wichtige Ausgrabung der Franziskaner im Gebiet von „Dominus Flevit“ am Ölberggang genannt (1953—1955; Leitung: P. G. Bagatti OFM).

Sollte man nicht meinen, Jerusalem habe der Archäologie kaum noch Arbeit zu bieten? In Wirklichkeit befinden sich wohl nirgends in der palästinensischen Archäologie so viele Dunkelheiten und Fragezeichen wie im Kapitel „Jerusalem“. Die Gründe dafür sind mannigfaltig. Vor allem ist Jerusalem eine auch heute noch dichtbevölkerte Stadt. Man kann hier nicht so großzügig und systematisch ausgraben wie in einem seit Jahrtausenden verlassenem Tell, der irgendwo einsam und unberührt in der Landschaft liegt und in dem keine späteren Besiedlungen die antiken Schuttschichten beseitigt oder durcheinandergebracht haben. Nur der südlichste Teil (allerdings, wie sich herausgestellt hat, gerade der allerälteste) des antiken Jerusalems liegt außerhalb der jetzigen, aus dem Mittelalter stammenden Mauern der Altstadt und ist nur spärlich besiedelt. Hier im Süden wurde daher auch vor allem gegraben. Aber, wie man heute sagen muß, leider viel zu früh. Die älteren Grabungen waren stets abenteuerliche Einzelunternehmungen. Man denke nur an Captain Parker, der die Grenzen seiner Lizenz überschritt und nachts auch heimlich am Tempel ausgrub, von einem türkischen Beamten, dem er nicht genügend Bakschisch gegeben hatte, angezeigt wurde und sich in gefährlicher Flucht auf seine Yacht in Jaffa retten mußte — was das Ende seiner Ausgrabungen bedeutete. Diese Einzelunternehmungen hatten notwendig zu wenig Plan und Zusammenhang. Die Schächte und Stollen wurden nach den Grabungen wieder zugeschüttet, und heute ist es in einzelnen Fällen sogar unmöglich, auf Grund der Grabungsberichte die Funde verschiedener Expeditionen zueinander in Beziehung zu setzen. Damit sind sie für uns wertlos. Noch unter einer anderen Rücksicht kamen die meisten Ausgrabungen in Jerusalem zu früh. Heute arbeitet die Archäologie gewissermaßen mit Zahnbürste und Rasierklinge. Nichts ist zu klein und unbedeutend, alles wird beobachtet und registriert. Damals dagegen ging man vor allem auf Suche nach wertvollen Museumsstücken oder wenigstens nach großen Objekten, als da sind Stadtmauern, Stadttore und Königspaläste. Um den Schutt und das Gerümpel, das diese großen Objekte bedeckte und umgab, kümmerte man sich kaum. Gerade darin aber befinden sich die Scher-

ben zerbrochener Kochtöpfe aus Ton und viele andere kleinen Objekte, die heute das Hauptmittel zur genauen Datierung eines Fundes darstellen. Die sicheren Methoden der Datierung wurden für Palästina erst zwischen den beiden Weltkriegen voll ausgearbeitet. Daher ist die Interpretation, die die älteren Ausgräber den von ihnen entdeckten Bauten, Mauern und Toren gaben, in den meisten Fällen völlig ungesichert. Da die Ausgrabungen die ursprünglichen Schichten zerstörten, lassen sich die unterlassenen Beobachtungen auch meist nicht mehr nachholen. So kommt es, daß trotz der intensiven Grabungstätigkeit fast eines ganzen Jahrhunderts im Südteil des antiken Jerusalems sehr viele Fragen der Stadtgeschichte noch immer heftig umstritten sind. Im Nordteil, da wo heute die dichtbesiedelte Altstadt liegt, ist eigentlich noch kaum systematisch gegraben worden. Nur die Zitadelle wurde gründlich erforscht. Entscheidende Punkte blieben unzugänglich. Bis vor kurzem war an Grabungen in der Grabeskirche überhaupt nicht zu denken gewesen. Seit einigen Jahren werden am Felsendom (an der Stelle des alttestamentlichen Tempels) eingreifende Renovierungsarbeiten durchgeführt. Soweit bekannt ist, wurde es von den zuständigen Autoritäten nicht ermöglicht, die gute Gelegenheit zu archäologischen Sondierungen auszunützen.

Bei dieser Lage der Dinge ist es sehr begrüßenswert, daß die archäologische Tätigkeit in Jerusalem in den letzten Jahren wieder zugenommen hat. Das Jahr 1961 sah in Jerusalem vor allem drei wichtige archäologische Ereignisse: Zwecks Aufarbeitung der Probleme, die sich aus den älteren Ausgrabungen ergaben, wurden in planvoller Weise und mit modernsten Methoden die Ausgrabungen im Südbereich wieder aufgenommen; die Ausgrabungen am Teich Bethesda erreichten einen gewissen krönenden Abschluß; schließlich wurde zum erstenmal in der Geschichte in der Grabeskirche systematisch archäologisch geforscht. Im folgenden soll ein Überblick über diese drei Grabungen gegeben werden. Eine ganze Reihe neuer Erkenntnisse wurde gewonnen. Wir stützen unsere Darstellung auf die ersten Vorberichte der Ausgräber selbst¹.

DIE AUSGRABUNGEN AM SÜDOSTHÜGEL

Mai bis August 1961 durch die „British School of Archeology“ und die „École Biblique Française“. Leitung: Miss K. Kenyon und Pater R. de Vaux OP.

Daß die alte Jebusiterstadt, die erst David eroberte und die er dann zu

¹ Vgl. die *Chronique Archéologique* in der *Revue Biblique* 69 (1962) 98—100 (R. de Vaux über die Ausgrabungen am „Ophel“) 107—109 (J.-M. Rousée über die Grabungen am Schafteich) und 100—107 (L. Collas, Ch. Coüasnon und D. Voskertchian über die Arbeiten in der Grabeskirche). Vgl. ferner: Chadaschot *Archeologijot, Jerusalem* (Dez. 1961) 15 f. (Ophel); D. Corbo, *Resultats inespérés des fouilles au Saint Sépulcre*, in: *La Terre Sainte* (1961) 164—171; ders., *Les fouilles au St. Sépulcre*, in: *La Terre Sainte* (1962) 36—41 (Grabeskirche); J. Jeremias, *Die Wiederentdeckung von Bethesda* Johannes 5, 2, *Göttingen* 1949 (über die früheren Grabungen am Schafteich).

seiner Hauptstadt machte, auf dem relativ kleinen Südosthügel lag, ist heute sicher. Ein Rätsel bot dagegen bisher ihr Umfang. Der Südosthügel ist eigentlich nur ein langgestreckter, etwa 100 m breiter und 500 m langer südlicher Ausläufer des Tempelhügels (der selbst vor der israelitischen Eroberung noch nicht bebaut war — dort befand sich die „Tenne des Jebusiters Arauna“, 2 Sam 24). Seine Gipfelfläche senkte sich von Norden nach Süden um etwa 50 m, im Westen und Osten waren ziemlich steile Hänge zum Tyropöon- und zum Kedrontal hin (heute ist das Tyropöontal kaum noch zu erkennen, so viel Schutt hat sich dort inzwischen abgelagert). Die Mauerreste, die man in den älteren Ausgrabungen gefunden hatte, lagen alle am Rande der Gipfelfläche. Daher glaubte man, die Jebusiter- und die Davidsstadt auf die Gipfelfläche beschränken zu müssen. Die Stadt wäre dann lang und schmal wie ein Schlauch gewesen und hätte nur etwa 3 ha umfaßt, woraus man auf etwa 1500 Einwohner schließen könnte. Das ist selbst bei den damaligen Größenverhältnissen etwas wenig.

Dazu kommt ein anderes Problem. Erst gegen Ende der Bronzezeit lernte man, wasserdichte Zisternen zu bauen. Vorher war man für die Wasserversorgung nur auf Quellen angewiesen. In Jerusalem kam nur eine einzige Quelle in Frage, die jetzige Marienquelle unten am Ostabhang des Südosthügels. Sie mußte auch im Fall einer Belagerung der Stadt zugänglich sein. Deshalb baute man einen unterirdischen Gang, der im Berg bis in die Nähe der Quelle führte. An seinem Endpunkt stieß ein Brunnenschacht bis zum Niveau der Quelle hinab. Daß die Quelle auch diesen Brunnen speiste, war von außen nicht sichtbar. Wenn wir eine kurze Bemerkung der Bibel richtig verstehen (2 Sam 5, 6—8), wußte David von der Existenz dieser Wasserversorgungsanlage, und die Eroberung Jerusalems gelang dadurch, daß sein General Joab entweder durch den Schacht heimlich in die Stadt einstieg oder doch wenigstens das Wasser von ihm ableitete, so daß die Wasserversorgung der Stadt nicht mehr gesichert war. Obwohl der unterirdische Zugang zur Quelle also gerade für den Kriegsfall geschaffen war, liegt sein Einstieg nicht etwa auf der Gipfelfläche des Hügels, also innerhalb des allgemein angenommenen Stadtgebiets, sondern schon am Abhang, und zwar unterhalb der Mauerreste, die Macalister als die „jebusitische“ Stadtmauer identifiziert hatte. Ist das glaubhaft? Der geheime Gang wäre auf eine Belagerung der Stadt hin angelegt worden und trotzdem hätte man ihn außerhalb der Stadtmauern beginnen lassen? P. Vincent, der den Gang erforscht hat, nahm deshalb an, er sei noch in einem abgeschlossenen Mauerwerk über der Erde bis zur Stadtmauer hingeführt worden. Aber ein solcher Gang ist archäologisch nicht nachzuweisen.

Die beiden genannten Probleme — geringer Umfang des Stadtgebiets und strategisch unglaubliche Wasserversorgungsanlage — lassen sich auf eines reduzieren: ist die „jebusitische“ Mauer Macalisters richtig datiert, oder lag die älteste Umwallung Jerusalems vielleicht doch weiter unten am Abhang zum Kedrontal hin? Um diese Frage zu klären, eröffneten Kenyon-

de Vaux ihr Hauptgrabungsfeld bei der „jebusitischen“ Mauer mit dem „salomonischen Turm“ und ließen es von da aus in einem 10 m breiten Graben ostwärts den Abhang hinabsteigen.

Die Ergebnisse sind umstürzend. Wir können heute mit Hilfe exakter Stratigraphie genaue Zeitbestimmungen vornehmen. Es zeigte sich, daß der „salomonische Turm“ etwa 150 v. Chr. erbaut worden ist (Salomon lebte im 10. Jahrhundert v. Chr.). Er gehört zur Mauer, die Jonathan baute (1 Mkk 10, 10–12, vgl. 12, 37). Der „jebusitische Wall“ ist frühestens aus der gleichen Zeit! Turm und Wall sind über Ruinen zerstörter Häuser errichtet. Diese Häuser stammen aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. und gingen bei der Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar zugrunde. Auch unterhalb der jetzt also „makkabäischen“ Stadtbefestigung stießen die Ausgrabungen am Abhang auf bedeutende Häuserreste aus der israelitischen Königszeit. Schließlich erreichte man etwa 50 m ostwärts eine starke Mauer, die nach der mit ihr verbundenen Keramik entweder in die mittlere Bronze- oder in die frühe Eisenzeit angesetzt werden muß. Daher besteht kein Zweifel, daß dies die Mauer der von David eroberten Jebusiterstadt ist. Der Einstieg zum unterirdischen Wasserversorgungsschacht liegt weiter oben, so daß alle bisher unlösbaren Rätsel des Wasserversorgungssystems geklärt sind. Ebenfalls ist deutlich, daß die Jebusiter- und Davidsstadt nicht nur auf der Gipfelfläche des Hügels lag, sondern sich auch noch ein ganzes Stück den östlichen Abhang zum Kedrontal hinabzog. Sie gewinnt damit jenen Umfang, den wir vom Alten Testament her und beim Vergleich mit anderen ausgegrabenen Städten der Epoche erwarten dürfen. Gleichzeitig werden nun plötzlich manche biblischen Berichte für uns konkret und lebendig. Das Haus des Urias lag zum Beispiel nicht oben auf dem Hügel, sondern unterhalb des Königspalastes irgendwo am Abhang. Daher konnte David von der Terrasse seines Palastes sehen, wie Bethsabe sich badete. Der Text sagt mehrmals ausdrücklich, daß Urias, als er von David aus dem Feld zum Rapport in die Hauptstadt beordert war, nicht in sein Haus „hinab“stieg (vgl. 2 Sam 11, 2–13).

Ein entscheidendes Problem der Geschichte Jerusalems ist die Frage, wann die Stadt sich auf den großen Südwesthügel ausdehnte. Salomon erweiterte die Stadt zunächst nach Norden zu. Er baute auf dem „Tempelhügel“ den Tempel und seinen neuen Palast. Eine andere Stadterweiterung fand noch in der Königszeit statt. Aber griff sie schon über das Tyropöontal bis auf den Südwesthügel hinüber? Oder ist eine so gewaltige Ausdehnung der Stadt erst in hellenistischer Zeit denkbar? Sicher ist nur aus Flavius Josephus, daß die Stadt bei ihrer Zerstörung im Jahre 70 n. Chr. den ganzen Südwesthügel umfaßte und daß eine Südmauer den Südhang des Südwesthügels unmittelbar mit der Südspitze der alten Davidsstadt verband. Diese Mauer ist 1894 bis 1897 von Bliss und Dickie identifiziert worden. Aber wie alt ist sie? Bliss und Dickie rechneten mit dem Bau der Mauer in der späten Königszeit. Doch zu ihrer Zeit ließ sich eine solche These weder beweisen noch wider-

legen. Daher wurden seitdem die verschiedensten Zeitansätze für den Bau der Mauer und damit für die volle Einbeziehung des Südwesthügels in den Stadtbezirk vertreten, von der hellenistischen Zeit bis zurück zu Salomon selbst. Nur neue Grabungen konnten hier Klarheit bringen.

Kenyon und de Vaux haben deshalb schon 1961 neben der Hauptgrabung, von der wir oben sprachen, noch mehrere kleinere Sondierungen vorgenommen, drei an der von Bliss-Dickie entdeckten Mauer (im karaitischen Friedhof und beim alten Siloeteich) und zwei am Osthang des Südwesthügels, auf dem Gebiet von „Petrus in Gallicantu“. Weiter westlich sind keine Ausgrabungen möglich, da dort das Niemandsland zwischen Jordanien und Israel liegt.

Wieder sind die Ergebnisse überraschend. Auch die spätesten Zeitansätze für die Mauer gingen bisher nicht unter die hellenistische Periode hinab, so daß die Mauer auf jeden Fall zur Zeit Jesu existiert hätte. Doch nun stellte sich heraus, daß an den angegrabenen Stellen nicht nur in der Königszeit, sondern sogar auch in der hellenistischen Epoche keine irgendwie der Erwähnung werte Besiedelung nachgewiesen werden konnte. Die Stadtmauer wurde erst innerhalb des ersten Jahrhunderts n. Chr. gebaut und im gleichen Jahrhundert auch wieder zerstört! Es scheint sich also um die Mauer des Herodes Agrippa (41—44 n. Chr.) zu handeln, die man bisher nur im Norden der Stadt suchte. Zur Zeit Jesu lag im Süden Jerusalems der Bereich zwischen Südwest- und Südosthügel also noch außerhalb der Stadtmauern. Das gilt wohl auch vom Platz der Kirche von St. Petrus in Gallicantu, wo die Ausgräber vor einigen Jahrzehnten die einzelnen Räumlichkeiten des Hauses des Hohenpriesters Kaiphas erkennen zu können glaubten. Dagegen kann man aus dem überraschenden Ausgrabungsbefund wohl nicht ohne weiteres Folgerungen für die eigentliche Höhe des Südwesthügels ziehen, auf der die alte Tradition das Obergemach ansetzte, in dem die Apostel am Pfingsttag versammelt waren. Hier, bei der jetzigen Abtei der deutschen Benediktiner (im Gebiet von Israel), müßten neue Grabungen den Sachverhalt wohl erst klären. Weiter nördlich auf dem Südwesthügel, wo Herodes der Große seinen Palast baute (Ort der jetzigen Zitadelle mit dem „Davids-turm“), hat Johns in seinen Ausgrabungen jedenfalls schon einen ersten Mauerbau in hellenistischer Zeit nachgewiesen, wohl im 2. Jahrhundert v. Chr. Selbst für die israelitische Königszeit bleibt es wahrscheinlich, daß sich die Stadt schon weiter im Norden, nämlich westlich des Tempels, über das Tyropöontal hinweg bis auf den nördlichen Osthang des Südwesthügels auszubreiten begann. Aber es ist nun nicht mehr möglich, sofort den ganzen Hügel bis zum Hinnomtal im Westen und Süden in die Stadterweiterungen der Königszeit einzuschließen. Wie die Ausdehnung der Stadt wirklich vor sich ging, können erst Grabungen im Gebiet der jetzigen Altstadt erhellen.

Die Ausgrabungen von K. Kenyon und R. de Vaux wurden im April 1962 auf dem Hauptgrabungsfeld wieder aufgenommen. Ferner wurden einige neue Grabungsfelder im Bereich des Südosthügels eröffnet.

DIE AUSGRABUNGEN AM TEICH BETHESDA

Von allen Baulichkeiten Jerusalems, die die Evangelien erwähnen, tritt der Teich Bethesda, wo Jesus den Gelähmten heilte, dem Besucher heute wohl am eindrucksvollsten in seinem ursprünglichen Bestand vor Augen. Das verdanken wir den Weißen Vätern vom Konvent St. Anna, die seit langem daran sind, den Teich Stück für Stück zu erforschen und freizulegen. Im vorigen Jahr sind die Ausgrabungen zu einem gewissen Abschluß gelangt. Der Befund ist jetzt klar, und weitere Arbeiten können ihn nur noch verdeutlichen.

Die herodianische Anlage hatte erstaunliche Ausmaße. Die beiden Wasserbecken sind zusammengenommen fast 100 m lang, zwischen 50 und 65 m breit und 13 m tief. Daher konnte die Anlage nicht in ihrer ganzen Fläche freigelegt werden, doch sind die Endpunkte bis auf eine Ecke alle in unterirdischen Stollen erreicht. Freigelegt ist der mittlere Teil, wo eine 6 m breite Zwischenwand die beiden gewaltigen Wasserbecken, die größtenteils aus dem Felsen ausgehauen sind, voneinander trennt.

Die Anlage befindet sich nördlich des Tempels. Hier leitete ein kleines Seitental des Kedron von Norden her bei Regen Wassermassen herab. Wo das Tal nach Osten zum Kedron abbog, mag sich schon vor Herodes ein Teich befunden haben, der das Wasser für die regenlosen Monate aufspeicherte. Von ihm wird der Name „Schaftteich“ herkommen; denn dieser Name ist kaum für die prachtvolle herodianische Anlage erstmalig geprägt worden.

Die beiden Becken dieser Anlage waren nicht genau rechteckig, sondern hatten die Form eines Trapezes. Vier Säulenhallen umrahmten sie. Eine fünfte Säulenhalle erhob sich über der breiten Wand, die die beiden Becken trennte. Hier lagen die Kranken, die auf eine Bewegung des Wassers warteten. Vollständige Säulen sind nicht mehr gefunden worden, doch lassen sich aus den gefundenen Basen, Schäften und Kapitellen die genauen Maße der Säulen errechnen: sie waren etwa 7 m hoch, die Hallen als ganze daher etwa 8,50 m. Nach dem Wasser zu waren die Galerien durch steinerne Balustraden abgeschlossen, von denen sich ebenfalls Reste fanden. Die Anlage lag außerhalb der damaligen Stadtmauern. Trotzdem war es ein prachtvoller Schmuckbau. Seine Errichtung stand wohl im Zusammenhang mit dem Ausbau des Tempels und der Erweiterung des Tempelplatzes durch Herodes.

Innerhalb des Nordbeckens befand sich unter Wasser noch eine Zisterne von 16 mal 6 m Grundfläche. Sie diente vielleicht dazu, einen Teil des Wassers als Trinkwasser vom restlichen Wasser abzusondern. Innerhalb der Trennmauer und unterhalb der Wasserbecken liegt ein Kanalisationssystem zur gesonderten Füllung und Leerung der beiden Becken. Östlich des Doppelteiches scheint sich (vielleicht in der Zeit nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus) ein heidnisches Heiligtum befunden zu haben.

Wohl im 5. Jahrhundert wurde zur Erinnerung an die Heilung des Ge-

lähmten eine Basilika errichtet. Vorhalle und westliche Hälfte stehen über dem Teich, und zwar so, daß das Mittelschiff auf der 6 m breiten Trennwand aufruht, während die Seitenschiffe rechts und links über den Becken stehen. Links werden dabei die Mauern der Zisterne des Nordbeckens zur Fundierung mitverwendet, das rechte Seitenschiff wird von riesigen Stützpfeilern getragen, die bis auf den Grund des Beckens hinabreichen. Einer dieser Pfeiler ist noch ganz erhalten und vollständig freigelegt, von mehreren anderen liegen Teile vor. Die östliche Hälfte der Basilika und die drei Apsiden (1961 entdeckt) sind auf festem Boden errichtet. Unter diesem Teil liegt das zerstörte und zugeschüttete heidnische Heiligtum. Im Norden schloß sich an das linke Seitenschiff noch ein „Martyrion“ mit Mosaikboden und Altar an. Auch die Vorhalle der Basilika hatte Mosaikboden, die Schiffe dagegen waren mit Marmorplatten ausgelegt.

Kurz vor der Kreuzfahrerzeit ist die Basilika vollständig zerstört worden, so daß nur die Grundmauern blieben. Die Steine wurden wohl als Baumaterial für andere Bauten verwendet.

Die Kreuzfahrer haben die riesigen Wasserbecken des alten Doppelteiches systematisch aufgefüllt und nur eine Reihe von Zisternen darin angelegt. Über dem ehemaligen Teich bauten sie ein ganzes Stadtviertel. Man findet dort in manchen Häusern Mosaikfußböden aus wiederverwendeten byzantinischen Mosaiksteinchen. Über der römischen Zisterne des ehemaligen Nordbeckens legte man unter Verwendung byzantinischer Mauern eine Krypta an, von der aus eine Treppe zum Wasser der Zisterne hinunterführte. Über der Krypta baute man eine Kapelle, die praktisch den Raum der hinteren Hälfte des linken Seitenschiffs der byzantinischen Basilika einnahm. Diese Kapelle und die unter ihr liegende Zisterne waren jetzt der „Teich Bethesda“. Südöstlich des ganzen Ausgrabungsfeldes baute man, hauptsächlich aus römischem und byzantinischem Baumaterial, die heute noch stehende St. Annakirche.

DIE AUSGRABUNGEN IN DER GRABESKIRCHE

Wie schon erwähnt, waren in der Grabeskirche bisher noch nie Ausgrabungen erlaubt worden. Die schwierigen Rechtsverhältnisse innerhalb dieses Gotteshauses haben sogar unbedingt notwendige Renovierungsarbeiten immer wieder hinausgeschoben, wenn nicht verhindert. In den letzten Jahren ist es mit einer gewissen Nachhilfe der jordanischen Regierung nun doch zu einer Einigung der beteiligten Parteien gekommen, und so sah das Jahr 1961 einerseits Untersuchungen und Wiederherstellungsarbeiten in Außenteilen des Gebäudes, die volles Eigentum einzelner Kirchen sind, andererseits auch Schürfungen in den Haupträumen, die von mehreren Parteien benutzt werden.

In den privaten Außenräumen fand die weitaus bedeutendste Untersuchung nördlich der Grabesrotunde statt. Dieser Teil gehört den Franzis-

kanern, die hier die römisch-katholische Sakristei, eine Kapelle und einen kleinen Konvent besitzen. Unter Leitung von P. Virgilio Corbo OFM wurden die Mauern des Erdgeschosses freigelegt und der Boden bis auf den gewachsenen Fels untersucht. Da die Baulichkeiten äußerst kompliziert sind, ist es uns hier nicht möglich, den Befund im einzelnen zu beschreiben. Wir können nur auf die wichtigsten Ergebnisse der Grabung hinweisen. Die Architekten, die die Grabungen in den Haupträumen der Kirche leiteten, sind in der Deutung der Grabung von P. Corbo manchmal anderer Meinung als er selbst. In diesen Fällen notieren wir beide Deutungen.

Die erstaunlichste Feststellung war zunächst, daß wesentlich mehr Bauteile der ältesten christlichen Anlage, d. h. dem Bau Konstantins, zugehören als man bisher vermutet hatte. Die Zerstörungen durch die Perser (614) und durch Hakem (1009) waren nicht so gründlich, wie man glaubte. Die Mauern der Grabesrotunde sind bis zur Höhe der Galerie noch konstantinisch. In den Räumen der Franziskaner nördlich davon sind fast alle entscheidenden Mauerführungen konstantinisch. Vincent-Abel hatten hier in ihrem klassischen Werk „Jérusalem Nouvelle“ fast alles für mittelalterlich gehalten.

Damit ändert sich unsere Vorstellung vom konstantinischen Bau. Rufen wir uns zunächst die Gesamtanlage in Erinnerung! Man betrat den Bau vom Osten her, weit außerhalb des Bereichs der jetzigen mittelalterlichen Grabeskirche. Eine Treppe führte in ein Atrium. Von ihm aus betrat man den eigentlichen Gottesdienstraum, das „Martyrion“, eine große, fünfschiffige Basilika, die vermutlich im Westen mit einer Apsis schloß. Ihr folgte dann aber im Westen ein zweites, inneres Atrium, von Säulenhallen umgeben. In ihm ragte links frei der Golgothahügel auf. Der westliche Abschluß dieses Atriums war die gewaltige Rotunde der „Anastasis“, die sich über dem Heiligen Grab aufwölbte. Nach den neuen Ausgrabungen befand sich nun auch noch rechts von der Anastasis ein von Säulenhallen umgebener Hof. Wie soll man diesen Befund deuten? War das innere Atrium wesentlich größer, als man bisher angenommen hatte, so daß die Grabesrotunde nicht seinen westlichen Abschluß bildete, sondern an seinem westlichen Ende noch frei in ihm aufragte, wie weiter östlich der Golgothahügel? Dann wären die in den Räumen der Franziskaner gefundenen Mauerreste zum Teil Reste der Bauten (Säulenhallen?), die das sehr große innere Atrium umgaben. Das ist die Deutung des Befunds durch den Ausgräber, P. Corbo. Doch ist auch eine andere Deutung möglich. Das innere Atrium wäre so klein gewesen wie man bisher immer annahm, so daß die Grabesrotunde allein schon seinen östlichen Abschluß bildete. Doch hätte dann nördlich von ihr noch ein Nebentrium mit Nebengebäuden gelegen. Dieser Deutung neigen offensichtlich die Architekten zu. Eine Klärung der Frage ist möglich. Man müßte die zu den Räumen der Franziskaner symmetrischen Räumlichkeiten südlich der Grabesrotunde mit der gleichen Gründlichkeit untersuchen. Sollten sich dort entsprechende Strukturen zeigen, so bliebe P. Corbo im Recht. Da das

Gebiet südlich der Anastasis nicht in der Hand der Franziskaner ist, werden wir wohl noch ziemlich lange den Reiz der Ungewißheit genießen können.

Unter der Sakristei der Franziskaner ist P. Corbo unmittelbar über dem Fels auf rote Erde gestoßen, in der er die Erde des Gartens von Josef von Arimathäa sieht. Auch hier widersprechen die Architekten. Sie haben unmittelbar daneben in der Hauptkirche ebenfalls rote Erde gefunden, in der sich römische und byzantinische Scherben zeigten. Daher halten sie die rote Erde für spätere Auffüllung. Vielleicht wird die „rote Erde“ der Grabeskirche einmal eine ähnliche Berühmtheit erlangen wie die „rote Mauer“ der Peterskirche. Ob der Schluß von den Grabungen der Architekten auf die Grabungen von P. Corbo berechtigt ist, wird sich wohl bei der genauen Veröffentlichung des Grabungsbefunds zeigen, die P. Corbo vorbereitet.

Wir kommen nun zu den Grabungen in der eigentlichen mittelalterlichen Grabeskirche. Sie wurden gemeinsam von den drei Architekten Orlandos, Trouvelot und Utudjian durchgeführt. Es handelt sich vor allem um elf in den Fußboden getriebene Schächte, die meisten neben den tragenden Pfeilern der mittelalterlichen Kirche östlich der Grabesrotunde. Ein Schacht liegt in der „Adamskapelle“ direkt westlich des Golgothafelsens. Anlaß der Grabungen war die Notwendigkeit, den gesamten Bau in absehbarer Zeit durch Renovierungsarbeiten vor dem vollständigen Ruin zu retten. Es galt, den Zustand der Fundamente zu prüfen. Gott sei Dank geben sie zu keinen Besorgnissen Anlaß, wie die Architekten schreiben. Bei diesen zweckbestimmten Grabungen ergaben sich natürlich nebenbei interessante archäologische Beobachtungen.

Am überraschendsten war die große Tiefe des Felsbodens. In der Adamskapelle unmittelbar neben dem Golgothafelsen, der noch eine Seitenwand der Kapelle bildet, wurde der Felsgrund bei einer Schachttiefe von 5,30 m noch nicht erreicht. Einige Meter nördlich von Golgotha war bei 4,50 m noch kein Fels festzustellen. Wieder etwas weiter nörlich lag der Fels 6,75 m unter dem Boden der Kirche. Erst die letzten Meter vor der Grabesrotunde steigt der Felsboden rapid an. Auch südlich vom Golgothafelsen erreicht der Fels rasch eine große Tiefe. Dort befindet sich heute unter dem Platz vor dem Eingang der Grabeskirche eine mächtige Zisterne, die ebenfalls untersucht wurde.

Dieser bisher nicht bekannte Verlauf des Felsengrundes zwingt zur Korrektur unserer Vorstellungen von der Örtlichkeit zur Zeit Jesu. Golgotha war mehr als eine sanfte Bodenwelle. Natürlich kann man nicht einfach die jetzige Felsoberfläche zur Rekonstruktion der Höhenlinien verwenden. Über dem Fels können noch Erd- und Schuttschichten gelegen haben, die die Kontraste etwas entschärften. Auch kann später durch Anlage von Zisternen und Verwendung des Gebiets als Steinbruch die Felsoberfläche selbst etwas verändert worden sein. Dennoch wird man auf Grund der Tatsache, daß der jetzige Golgothafelsen auf drei Seiten mindestens 10 m tief steil abfällt, mit

größeren Niveauunterschieden rechnen müssen, als das bisher gewöhnlich geschah.

Etwa auf der Höhe der Apsis der mittelalterlichen Kirche wurde die Basis einer nordsüdlich verlaufenden Mauer entdeckt. Vermutlich ist es die Mauer, die die konstantinische Basilika im Westen abschloß. Die mittelalterliche Kirche steht also fast ganz auf dem Gebiet des zweiten Atriums Konstantins und erreicht erst in ihrer Apsis und in der anschließenden Helenakapelle das Westende der viel größeren konstantinischen Basilika.

Es ist zu wünschen, daß die Arbeiten an der Grabeskirche gründlich und schnell weitergeführt werden und daß sie auch noch möglichst viele archäologische Beobachtungen liefern. Denn trotz der wichtigen Entdeckungen des vorigen Jahres bleiben noch viele Fragen bestehen, und einige neue Fragen sind sogar hinzugekommen.

Deutsche Malerei im 20. Jahrhundert

HERBERT SCHADE SJ

Im Jahr 1895 erschien in Berlin — von Bierbaum und Meier-Graefe herausgegeben — die Zeitschrift „Pan“. Dieser Name charakterisiert nicht nur den Geist der Jahrhundertwende, er vermag auch die Grunderfahrung des Menschen im 20. Jahrhundert zu bezeichnen. Pan, so wissen wir, ist ein Gott der Wildnis, ein Mischwesen zwischen Mensch und Tier. Unversehens bricht er aus dem Dickicht hervor und schreckt Hirten und Herde. Böcklin hat diesen Gott im ausgehenden 19. Jahrhundert gern gemalt; der Name der bahnbrechenden Zeitschrift hat ihn beschworen. Im Zeichen des Pan kann man auch den Geist und die Malerei des 20. Jahrhunderts sehen; denn dieses Jahrhundert erfährt das Fremde, das Ganz-Andere, die Urkraft hinter aller Erscheinung, den „unbekannten Gott“. So hat Franz Marc gesagt: „Wir werden im 20. Jh. zwischen fremden Gesichtern, neuen Bildern und unerhörten Klängen leben.“¹ Und August Macke schrieb: „Die Form ist unser Geheimnis, weil sie der Ausdruck von geheimnisvollen Kräften ist. Nur durch sie ahnen wir die geheimen Kräfte, den „unsichtbaren Gott“². Ja schon am 12. August 1898 konnte man in der „Jugend“, einer ähnlich programmatischen Zeitschrift wie „Pan“, lesen: „... es kommt die Zeit, da auf öffentlichen Plätzen sich Denkmale erheben werden, die weder Menschen noch Tiere darstellen, Phantasieformen, die der Menschen Herz zu rauschender Begeisterung und ungeahntem Entzücken fortreißen werden.“³ Viele Na-

¹ Zit. nach H. K. Röthel, *Moderne deutsche Malerei*, Wiesbaden o. J., 76.

² G. Vriesen, August Macke, Stuttgart 1953, 257.

³ Zit. nach W. Haftmann, *Malerei im 20. Jahrhundert*, München 1954, 79.